

mationspolitiken für die ostdeutsche Wirtschaft gibt (S. 287-327), bleibt die sinnvolle und wichtige Einordnung in einen (ost-)europäischen Kontext aus. Auch wenn der Autor sich in dem Artikel mit vielen grafischen Darstellungen um Bewertung der ökonomischen Entwicklungen bemüht, kommt der demografische Aspekt etwas zu kurz (und leider scheinen die Ausführungen zum Zeitpunkt der Veröffentlichung bereits von der Realität überholt zu sein).

Es mag an dieser Stelle für den ganzen Sammelband gelten, dass sich ein vergleichender Blick über die östlichen und südlichen Grenzen Ostdeutschlands hinaus gelohnt hätte, um die west- und ostdeutschen Bemühungen um eine Implementierung und Gestaltung von Transformationspolitik – mitsamt ihren möglichen Alternativen – besser einschätzen zu können; mithilfe einer Retrospektive auf die Einrichtung und Entwicklung anderer sozialistischer Zentralwirtschaften hätte dann auch ein möglicherweise spezifischer Entwicklungspfad der DDR besser kontextualisiert werden können. Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die Erwartungen, die der Titel und das Inhaltsverzeichnis geweckt haben, nur teilweise erfüllt werden. Im Allgemeinen stehen in den Beiträgen zu sehr rein volks- oder betriebswirtschaftliche Sichtweisen im Mittelpunkt; die Themen Planwirtschaft, Privatisierung und Marktwirtschaft haben zwar ihren Platz, letztere kommen jedoch etwas zu kurz. Die Beiträge sind in der Mehrzahl informativ; allerdings kommt es – ob der oft handbuchartigen Überblicke – zu vermeidbaren inhaltlichen Wiederholungen. Sofern es sich dann auch noch um Auskoppelungen aus bereits publizierter Forschung handelt, drängt sich beim Lesen rasch der Eindruck auf, dass Fallbeispiele sich möglicherweise besser geeignet hätten, ein gewisses Spektrum an Themen und Forschungen zu vermitteln, als aneinandergereihte Überblicksdarstellungen.

Übrig bleibt am Ende auch die Frage, inwiefern – mit den Kolonnen an volkswirtschaftlichen Kenndaten, die die Autoren von Zeit zu Zeit bemühen, oder mit einer Fixierung auf (nur sehr bedingt fruchtbare) statistische und quantitative Vergleiche – das Problem einer Wert- und Standortbestimmung der DDR-Wirtschaft überhaupt geklärt und gelöst werden kann. Noch dazu wirkt eine Trennung ökonomischer Aspekte von politischen und sozialen problematisch und es scheint, dass das verständliche Bedürfnis, Bilanz zu ziehen, andere Perspektiven auf die Transformation verstellt. Vieles ist auf diesem Wege auch nicht messbar, erst recht nicht mit dem oft viel zu kleinen Betrachtungsmaßstab im Vergleich zur Mikrostudie. Solche Fallbeispiele jedoch – hier sei etwa an ANDREW PORTS Studie (Die rätselhafte Stabilität der DDR, Berlin 2010) erinnert –, noch dazu ergänzt durch mehr soziologische und anthropologische Perspektiven, wären sicherlich eine Bereicherung für das Erkenntnisinteresse der Herausgeber gewesen.

Dresden

Robert Badura

MARIA ALEXOPOULOU, Deutschland und die Migration. Geschichte einer Einwanderungsgesellschaft wider Willen, Philipp Reclam jun. Verlag, Stuttgart 2020. – 281 S., geb. (ISBN: 978-3-15-011311-0, Preis: 24,00 €).

Die Historikerin Maria Alexopoulou forscht am Forschungsinstitut Gesellschaftlicher Zusammenhalt in einem Projekt zu „Rassismus seit 1945 und die Transformation Deutschlands zur Einwanderungsgesellschaft: BRD, DDR und die Bundesrepublik Deutschland (1945–1999)“. Wenn auch nicht im Titel ihres sich an ein breiteres Publikum richtenden Buches aufgegriffen, so ist Rassismus auch hier die leitende Kategorie ihrer Darstellung. In der Einwanderungsgesellschaft richte er sich gegen „Migrations-

andere‘ – Migrant*innen, früher *Ausländer*, die als wesenhaft Andere kein Teil des ‚Wir‘ sind, sein können oder gar sein dürfen“ (S. 11, Hervorhebung im Original).

Die Einleitung dient folgerichtig dem Plädoyer, das Phänomen Rassismus ebenso wie den Begriff selbst im Diskurs zu Zeitgeschichte und Einwanderungsgesellschaft zu etablieren (siehe bereits zuvor DIES., Rassismus als Kontinuitätslinie in der Geschichte der Bundesrepublik, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte* (2018), Nr. 38/39, S. 18-24). Konkret hieße das, Rassismus als einen Macht-Wissen-Komplex (S. 14 f.) zu verstehen, der eine koloniale Vorgeschichte ebenso wie eine bis in die Gegenwart reichende Geschichte nach dem nationalsozialistischem ‚Rassenstaat‘ hat. Weiterhin bedeutet das, sensibel zu sein für seine alltäglichen Ausprägungen auch weit unterhalb staatlich organisierter Massengewalt – was häufig nur zum Wissen der betroffenen Menschen gehöre. Hinsichtlich einer derartigen Auseinandersetzung mit Rassismus als vielgestaltigem Phänomen beziehungsweise der konzeptionellen Einbeziehung von Rassismus in der deutschen Zeitgeschichte ist sicherlich noch einiges zu leisten. Alexopoulou kritisiert nachdrücklich einen „blinden Fleck“ der bisherigen zeithistorischen Forschung (S. 10; außerdem DIES., *Blinde Flecken innerhalb der zeithistorischen Forschung in Deutschland*, <https://zeitgeschichte-online.de/kommentar/blinde-flecken-innerhalb-der-zeithistorischen-forschung-deutschland>, 9. Februar 2017). In Analogie zur Diskussion um die Nutzung des ‚Volksgemeinschafts‘-Konzepts in der NS-Forschung macht sie hierfür auch Ängste vor einer vermeintlichen Affirmation als Ursache aus (DIES., ‚Ausländer‘ – A Racialized Concept? ‚Race‘ as an Analytical Concept in Contemporary German Immigration History, in: M. Arghavan u. a. (Hg.), *Who Can Speak and Who Is Heard/Hurt?*, Bielefeld 2019, S. 45-67). Gleichwohl lässt sich hierzu auf Arbeiten nicht nur der (deutschsprachigen) Sozial- und Kulturwissenschaften zurückgreifen, sondern es liegen bereits historische Beiträge vor. Während Alexopoulou die frühen 1990er-Jahre hervorhebt, indem sie von einer „Konjunktur des Rassismus, die Anfang der 1980er Jahre begonnen hatte und in der völkischen Ekstase der Wendejahre ihrem Zenit zustrebte“ (S. 215) spricht, hat zum Beispiel kürzlich auch ein Autorinnenkollektiv um NORBERT FREI den Begriff „Vereinigungs-rassismus“ (*Zur Rechten Zeit*, Berlin 2019, S. 16) für dieselben Phänomene vorgeschlagen.

Dem konstatierten Aufmerksamkeitsproblem entgegen richtet Alexopoulou nun ihren Blick vom Beispiel Mannheims ausgehend auf die deutsche(n) Gesellschaft(en) seit dem Kaiserreich. Ihr Zugang folgt einem sich zunehmend etablierenden Ansatz, lokale Migrationsregime zu untersuchen, anstatt nationale Migrationsgeschichten zu erzählen, weil konkrete und unterschiedliche Akteurinnen und Akteure sowie Aushandlungsprozesse greifbar werden und gerade (post-)migrantische Zugehörigkeiten sowie Gefühle und Prozesse der Beheimatung sich eher an Orten als in ‚Deutschland‘ realisieren (S. 18, 121, 198, 249). Sie folgt chronologisch Etappen von noch lange sogenannter Ausländerpolitik. Der Schwerpunkt liegt auf der Bundesrepublik und Alexopoulou ist bei dieser auch auf darstellerische Gründe zurückzuführenden Fokussierung grundlegend darin zuzustimmen, dass die Geschichte der DDR als Zielland beziehungsweise Aufnahme- oder Ankunftsgesellschaft statistisch weniger umfangreich ausfällt (S. 208). Mit der nur kursorischen Auseinandersetzung mit Rassismus und Migration im Abschnitt „Auf der anderen Seite der Mauer“ (S. 207-212) ist jedoch zugleich auf das Problem einer immer noch ausgeblendeten DDR-Migrationsgeschichte verwiesen (U. GOEL, *Ungehörte Stimmen. Überlegungen zur Ausblendung von Migration in die DDR in der Migrationsforschung*, in: D. Gürsel/Z. Çetin (Hg.), *Wer MACHT Demo_kratie?*, Münster 2013, S. 138-150), denn die gesellschaftliche Verständigung darüber, (k)eine Einwanderungsgesellschaft zu sein, fand (unter anderen politischen Rahmenbedingungen) auch in der DDR statt. Letztlich geriet der Umgang der DDR mit Migration nach 1989/90 zum Argument in Debatten der nun gesamtdeutschen Einwanderungsgesellschaft.

Ihre stets pointierte, wo immer möglich auf konkrete Beispiele oder individuelle Erfahrungen zurückgreifende und somit für das erwähnte Publikum sicher gut lesbare Geschichte der Einwanderungsgesellschaft kann Alexopoulou dabei neben der reichlich vorliegenden Forschungsliteratur auf Quellen aller staatlichen Ebenen sowie Sammlungen migrantischer Selbstorganisationen und teils eigens erhobenen Interviews stützen. Gerade letztere ermöglichen Gegengeschichten zu denjenigen der Mehrheits-/Dominanzgesellschaft hörbar zu machen (S. 17, 103). Sie untersucht, wie Rassismus weite Teile des gesellschaftlichen und individuellen Lebens betraf (und weiterhin betrifft), nämlich „den Arbeitsmarkt und das Bildungssystem sowie den Wohnungsmarkt [...] das Ausländer- und Staatsangehörigkeitsrecht und die entsprechenden restriktiven Praktiken der Behörden [...], Alltagsdiskriminierungen und -abwertungen als Normalität [...], Vorstellungen von ‚Volksdeutschen‘ und von ‚fremdvölkischer Abstammung‘ – Begrifflichkeiten, die sich noch Mitte der 1980er Jahre in regierungsamtlichen Dokumenten finden“ (S. 188). Letztgenannte Konstruktion der Volksdeutschen geht zurück auf die neue internationale Architektur von Staatsangehörigkeiten der Zwischenkriegszeit und bleibt bis in die 1990er-Jahre relevant. Sie wandelte sich, bleibe jedoch vor allem in ihrer biologistisch-völkischen Konzeption von Staatsbürgerschaft wirksam (S. 43, 119). Kontinuitäten rassistischer Wissensformen über die vermeintliche Zäsur von 1945 hinweg macht Alexopoulou auch im Umgang mit den Displaced Persons der Nachkriegszeit aus, greift dafür Lutz Niethammers Begriff der Volkskontinuität auf und stellt ihm als Komplement eine „Ausländerkontinuität“ anbei. In den zehn Jahren nach dem Ende des NS-Staates haben die Displaced Persons eine „Scharnierfunktion“ (S. 65) bei der Deutung migrantischer Präsenz übernommen – was bis hin zur Ablehnung von Einbürgerungsanträgen reichte, da man unterstellte, sie würden aufgrund ihrer Erfahrungen ohnehin nicht mit dem „deutschen Volkstum verwachsen“ (S. 87). Je komplexer sich das Migrationsgeschehen in den folgenden Jahrzehnten gestaltete, desto mehr wurden politische und juristische Einordnungen nötig und Steuerungsversuche unternommen. Wenn Motive und Wege beziehungsweise das ‚Ticket‘ der Einwanderung bereits im individuellen Fall widersprüchlich oder veränderbar ausfallen (zum Beispiel S. 106 f., 163 f.), dann können solche Kategorisierungsvorgänge eventuell gelingen – oft führten sie jedoch auch dazu, das sich in der Wahrnehmung der Mehrheitsbevölkerung ganz unterschiedliche Migrationsbewegungen und Status zu einem Konglomerat verbanden, das seinerseits hochanfällig für Semantiken und Praktiken von Zurückweisung und Ausschluss war (S. 98). Ausdruck beziehungsweise Entsprechung dieser Wahrnehmung sei spätestens zu Ende der 1980er-Jahre der nur vermeintlich juristisch-wertfreie Begriff des ‚Ausländers‘ (S. 124).

Inwiefern sich solche Aushandlungsprozesse über ‚Ausländer‘ alltäglich niederschlugen, wird besonders bei der Untersuchung von „Wohnen als Einwanderungsbarriere“ (S. 136-152) nachvollziehbar. Was sich in volkswirtschaftlichen Abwägungen, Identitätsdebatten oder der Rede von ‚Ghetto‘ oder ‚Überfremdung‘ diskursiv zeigt, wird hier etwa dann konkret, wenn sich das türkische Mieterkomitee Mannheims 1978 über den offenkundig diskriminierenden Zusatz ‚Keine Ausländer‘ bei Privatgeboten am Schwarzen Brett der kommunalen Wohnungsverwaltung beschwerte – woraufhin die Wohnungsanzeigen verschwanden und fortan gezielt an erwünschtes Klientel vermittelt wurde (S. 146 f.).

Als zentral in der Aushandlung von Einwanderungsgesellschaft macht Alexopoulou neben ‚den Ausländern‘ insbesondere auch die „Geburt des Scheinasylanten“ (S. 183) aus. Diese Zuschreibung war in den Landesinnenministerien entstanden (S. 166), etablierte sich breit in den 1970er-Jahren und funktionierte hinsichtlich der behaupteten Illegitimität des Asylgesuchs nicht allein in der Tradition des ‚Wirt-

schaftsflüchtlings‘, sondern darüber hinaus mittels rassistischer Assoziationen ob der ‚außereuropäischen‘ Herkunft – wie sie sich jüngst als ‚Messermigrant‘ präsentiere (S. 171). In Bezug auf die Serie rassistischer Pogrome in den frühen 1990er-Jahren kommt dieser Figur im Rahmen der sogenannten Asyldebatte freilich einige Bedeutung zu – Alexopoulou mahnt jedoch Differenzierung an, wenn es um deren Ursachenklärung geht: Die „dunkle Seite der sogenannten ‚friedlichen Revolution‘ von 1989 und die Sprengkraft ihres Schlachtrufes ‚Wir sind ein Volk‘“ (S. 214) habe sich in diesen Angriffen gezeigt, bevor die Asylkampagne neuerlich befeuert worden war. Hinsichtlich 1989/90 erinnert sie zugleich an den ‚Wir sind auch das Volk‘-Ruf jener Teile der Einwanderungsgesellschaft, die sich nicht als selbstverständlich zugehörig fühlen konnten und das bisher Erreichte nun zusätzlich gefährdet sahen (S. 224). Ihre Interessen seien in der Vereinigungsagenda lange marginalisiert worden. Tatsächlich können diese Perspektiven auch erst in allerletzter Zeit nachhaltig Aufmerksamkeit in der feuilletonistischen und wissenschaftlichen Debatte verzeichnen (L. LIERKE/M. PERINELLI (Hg.), *Erinnern stören*, Berlin 2020). Alexopoulou führt ihre Darstellung bis in die unmittelbare Gegenwart mit aus historiografischer Sicht zwangsläufig Erwähnung bleibenden Bezügen zum sogenannten Nationalsozialistischen Untergrund, der Verschränkung von Rassismus gegen ‚Ausländer‘ und Antisemitismus, wie er im Anschlag in Halle 2019 offenbar wird sowie der Sichtbarkeit von Einwanderungsgesellschaft hinsichtlich der Trägerinnen und Trägern systemrelevanter Tätigkeiten in der Coronapandemie. Dass ihre Geschichte der Einwanderungsgesellschaft mit viel Engagement geschrieben ist, wird in ihrem abschließenden Appell an ein demokratisches ‚Wir‘ abseits von Nation und Volk (S. 249) unmissverständlich deutlich.

Dem Buch, trotz oder gerade wegen seiner Ausrichtung auf ein breites Publikum, hätte eine Einführung des vom Migrationspädagogen Paul Mecheril eingeführten analytischen Begriffs der ‚Migrationsanderen‘, wie er neben den zahlreichen Quellenbegriffen auftaucht, gut getan. Die berechtigte Kritik an der bisher zu wenig erfolgten zeithistorischen Auseinandersetzung mit Konzept und Phänomen des Rassismus ist an mancher Stelle ihrerseits selbst diskutabel, etwa beim Vorwurf, ULRICH HERBERT würde in seiner klassischen Darstellung (*Geschichte der Ausländerpolitik in Deutschland*, München 2001) die Abwertung von Arbeitsmigrantinnen und -migranten als bloßen Gegenstand der Wohlstandsgesellschaft affirmieren (S. 117). Vereinzelt geht auch die Präzision der Aussage an den gut lesbaren Ausdruck und knappen Raum der Darstellung verloren. Dass die zunehmende Zahl ‚ausländischer Werkstätiger‘ in der DDR nötig geworden war, da „sich selbst im Arbeiterstaat keine deutschen Arbeiter*innen mehr finden ließen“ (S. 208) ist zwar korrekt, doch entsteht so der falsche Eindruck, allein die stolze Selbstwahrnehmung des Arbeiter- und Bauernstaates ernst zu nehmen und dabei die Modernisierung der Arbeitswelt mit entsprechenden Präferenzen auch trotz des hohen Stellenwerts von Arbeit beziehungsweise das Problem des Arbeitskräftemangels durch hohen Arbeitskraftbedarf und Abwanderung zu unterschlagen. Tatsächlich fehlt geht die Aussage, der am 7. Januar 2005 in Dessau in Polizeigewahrsam verbrannte Oury Jalloh sei „als Drogendealer aufgegriffen und eingesperrt worden“ (S. 231). Zwar war eine entsprechende Verurteilung zuvor erfolgt, entsprechende Blutwerte protokolliert – Anlass der Verhaftung war allerdings eine irrtümlich angenommene Belästigung einer Gruppe von Frauen der Stadtreinigung gewesen (M. OVERATH, *Oury Jalloh und die Toten des Polizeireviere Dessau*, <https://www1.wdr.de/radio/wdr5/sendungen/tiefenblick/polizei-dessau-oury-jalloh-deutsch-100.html>, 21. Juni 2020).

Neben diesen Monita lediglich im Detail eignet sich das Buch für die von Alexopoulou angestrebte Debatte. Eine Lizenzausgabe der Bundeszentrale für politische Bildung würde dem sicherlich helfen, gerade auch, da Alexopoulous Geschichte der

Einwanderungsgesellschaft Herberts Überblicksdarstellung nicht ersetzt, sondern in vieler Hinsicht ergänzt und eine im besten Sinne herausfordernde Lesart deutscher Migrationsgeschichte bietet. Angesichts bisweilen nur an der Oberfläche oder zum Schein geführter Debatten um Identitätspolitik würde das sicher auch zum Ausloten dessen beitragen, was neuerlich als gesellschaftlicher Zusammenhalt wiederentdeckt worden ist.

Dresden

Nick Wetschel

KATRIN LÖFFLER, Systemumbruch und Lebensgeschichte. Identitätskonstruktion in autobiographischen Texten ostdeutscher Autoren, Leipziger Universitätsverlag, Leipzig 2015. – 439 S., geb. (ISBN: 978-3-86583-948-0, Preis: 39,00 €).

RAINER JORK/GÜNTER KNOBLAUCH (Hg.), Zwischen Humor und Repression – Studieren in der DDR. Zeitzeugen erzählen, Mitteldeutscher Verlag, Halle/Saale 2017. – 548 S. mit zahlr. s/w Abb., brosch. (ISBN: 978-3-95462-897-1, Preis: 19,95 €).

Jugend und Adoleszenz sind Phasen großer Veränderungen im Leben eines Menschen: Seine Persönlichkeit entwickelt sich und er trifft erste den weiteren Lebensweg prägende Entscheidungen. In einer Diktatur wie der DDR wurden diese Entscheidungen auf spezifische, repressive Art und Weise gelenkt und beeinflusst. Die heranwachsende Generation gilt in jeder Gesellschaft als zukünftige Entscheidungs- und Leistungsträger, in der DDR war dies darüber hinaus mit einem ideologischen Auftrag versehen, auf den die jeweilige Jugend eingeschworen werden sollte. Von ihr wurde ein hoher Grad an (zur Schau gestellter) Identifikation mit dem Staat verlangt, der notwendigerweise Einfluss auf die eigene Identitätskonstruktion hatte. Die jungen Leute mussten diesen Anspruch in ihre Lebensplanung integrieren, um ihre Wünsche verwirklichen zu können oder Wege finden, diesem auszuweichen. Im Folgenden werden zwei Bände ganz unterschiedlichen Zuschnitts besprochen, die sich beide nicht vornehmlich an ein historisches Fachpublikum richten, für die Zeitgeschichte und Kulturanthropologie jedoch gewinnbringende Einsichten bieten. Beide nehmen autobiografische Schriften zum Ausgangspunkt, die nach der Wiedervereinigung entstanden sind und Erinnerungen an das Leben in der DDR thematisieren. Die Literaturwissenschaftlerin Katrin Löffler untersucht in ihrer lesenswerten Studie Publikationen von Schriftstellern und Journalisten aus der DDR beziehungsweise Ostdeutschland und fragt nach ihren Identitätskonstruktionen. Rainer Jork und Günter Knoblauch hingegen sind Initiatoren von Erinnerungstexten: Mit dem Ziel, einen spezifischen Quellenbestand für die Jugendbildung zur Verfügung zu stellen, haben sie ehemalige Studenten eingeladen, kurze Erinnerungstexte an ihre Studienzeit zu verfassen. Die Nebeneinanderstellung dieser auf den ersten Blick disparaten Werke verdeutlicht den hohen Wert von Lebenserinnerungen als Quelle für die zeitgeschichtliche Forschung.

Löffler wählte für ihre Studie insgesamt 15 Autoren aus, deren Kindheit, Jugend oder Adoleszenz auf eines der Jahre der Systemumbrüche 1945 oder 1989 fiel, sodass eine Vergleichbarkeit der Werke entstand, ohne individuelle Voraussetzungen und Erfahrungen eibebnen zu müssen. Löffler führt zudem aus, dass diese beiden Generationen, die „Generation 45“ und die „Wende-Generation“, auf dem Buchmarkt im Vergleich zu anderen DDR-Jahrgängen überproportional vertreten seien. Bei der erstgenannten sei die Fülle an bilanzierenden Lebenserinnerungen zu erwarten, bei der zweitgenannten handele es sich jedoch um ein erklärungsbedürftiges „soziologisches